

Familiäre Bande sind stabile, exklusive Verbindungen. Eine genetische Verwandtschaft ist keine zwingende Voraussetzung. Ein persönlicher Blick auf die Bedeutung von Bonuspapas und Zusatzmamas.

Im „Stief“ steckt so viel Liebe

Von Nadja Riahi

Im Dezember 2004 kam er als neuer Freund meiner Mutter in mein Leben, ich war ein zehnjähriges Mädchen. Niemand ahnte damals, dass er auch nach ihrer Trennung in der Rolle des fürsorglichen Stiefvaters bleiben würde. Er begleitete mich durch wichtige Momente – half bei Matheaufgaben, stand mir bei meinem ersten Mal auf Skiern zur Seite und navigierte mich geduldig durch meine ersten Stunden am Steuer. 

Mit manchen Menschen ist das so: Sie fühlen sich an wie Familie, obwohl keine Blutsverwandtschaft besteht. Doch was bedeutet es eigentlich, eine Familie zu sein? Welche Rolle spielt Familie in der heutigen Gesellschaft? Und wie hat sich das Verständnis von Familie über die Jahre verändert? „In vielen Studien, die den Wert von Familie erforschen, sehen wir, dass diese über Jahrhunderte hinweg das höchste Gut waren und sind“, weiß die Soziologin und Ethnologin Eva-Maria Schmidt. Sie arbeitet am Institut für Familienforschung der Universität Wien. Während die Bedeutung von Familie bestehen bleibt, hat sich die Art, wie das Konzept gelebt wird, in den vergangenen Jahrzehnten geändert. So gilt nicht mehr nur die Blutsverwandtschaft, die ein Leben lang zusammenbleibt und in einem Haushalt lebt, als Familie. Das liegt unter anderem daran, dass mehr Menschen es sich heutzutage leisten können, allein zu leben, und ein Mehrgenerationenhaushalt nicht mehr zwingend erforderlich ist.

Aus familiensoziologischer Sicht gehe es weniger um die Blutsverwandtschaft, als um die

andauernde und exklusive Verbindung zwischen Menschen. „Dabei stehen Solidarität, Fürsorge, Verlässlichkeit und auch finanzielle Sicherheit im Vordergrund“, sagt Eva-Maria Schmidt. Unerheblich sei laut dieser Definition auch die Differenzierung zwischen Generationen. Schmidt betont, dass die breite wissenschaftliche Definition von Familie nicht unbedingt der gelebten Gesellschaft entspreche: „Die soziale Norm ist immer noch die biologische, heterosexuelle Kernfamilie.“

Das „Wir“-Gefühl

Eva-Maria Schmidt untersucht, wie dieses „Wir“-Gefühl, das eine Familie ausmacht, hergestellt wird. Ihre Forschung zeigt, dass dieses Gefühl durch gemeinsame Praktiken und geteilte Zeit zwischen Familienmitgliedern entsteht. Das können alltägliche Abendessen, Familienfeste oder Ausflüge sein. Das verbindende „Wir“ formt sich jedoch keineswegs nur aus positiven Momenten. In jeder Beziehung könne es nämlich zu einem Streit, einem Todesfall oder einem Kontaktabbruch kommen. Auch diese Herausforderungen, gemeinsam durchlebt oder überwunden, würden zur familiären Identität beitragen, erklärt die Soziologin.

Das Gemeinschaftsgefühl bleibt nicht nur innerhalb der Familie relevant – es wird zunehmend auch nach außen getragen. „Displaying Family“, auf Deutsch „eine Familie darstellen“,

nennen Forscherinnen Wege, durch die eine Gruppe von Menschen ihre Verbundenheit sichtbar macht. Sei es durch ein gemeinsames Erscheinen bei Familien-Events oder digitale Gruppen: Diese Aktivitäten betonen die Einheit und stärken nicht nur den Zusammenhalt nach innen, sondern senden auch ein klares Signal nach außen: „Wir sind eine Familie.“

Eine Familie kann neben der „traditionellen“ Mutter-Vater-Kind-Konstellation auch eine Ehe-ähnliche Lebensgemeinschaft mit oder ohne Kinder oder ein alleinerziehender Elternteil (mit Kind) sein. Selbst in biologisch verbundenen Familien hat sich das Zusammenleben verändert: Heute leben Generationenfamilien oft an unterschiedlichen Orten, halten jedoch weiterhin enge Beziehungen und Unterstützungsnetzwerke aufrecht.

Die Möglichkeiten, Familie zu leben, sind vielfältiger geworden, wodurch auch die Familienstrukturen an Komplexität gewinnen. Neben traditionellen Modellen treten heute modernere Beziehungsnetzwerke wie polyamore Beziehungen und Co-Elternschaft in den Vordergrund. In polyamoren Familien teilen sich mehrere Partnerinnen und/oder Partner die Verantwortung für Kinder, während bei der Co-Elternschaft zwei Menschen bewusst Eltern werden, ohne romantisch verbunden zu sein. Die Akzeptanz für diese Lebensformen hat Schmidt zufolge stark zugenommen, auch wenn diese Modelle nach wie vor nur wenig verbreitet sind.

Gleichzeitig zeigt sich die Fragmentierung der Elternschaft: Biologische, genetische, rechtliche und soziale Elternschaft fallen zunehmend auseinander. Beispiele dafür sind Stief-, Pflege-, Patchwork- und Adoptivfamilien. Für ein Kind ist es unerheblich, ob die Bezugsperson biologisch mit ihm verwandt ist, es

„In Märchen wie ‚Schneewittchen‘ werden Stiefmütter als kalt, lieblos oder bössartig dargestellt. Auch Stiefväter haben ein schlechtes Image.“

„Solidarität, Fürsorge, Verlässlichkeit und auch finanzielle Sicherheit – nicht die Blutsverwandtschaft – stehen im Vordergrund.“

Eva-Maria Schmidt

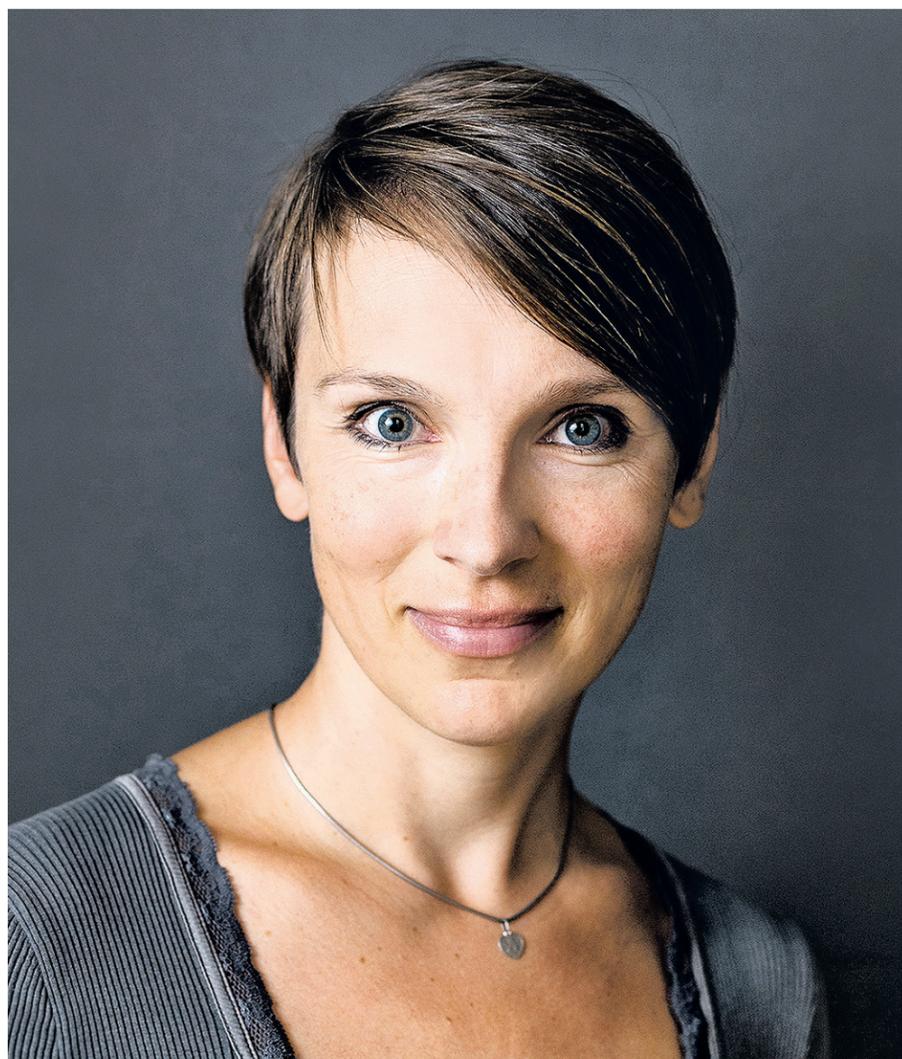


Foto: Christlme Geserfink

Die Soziologin und Ethnologin Eva-Maria Schmidt arbeitet am Institut für Familienforschung der Universität Wien. Dort beschäftigt sie sich unter anderem mit Elternschaft und verschiedenen familiären Lebensformen.

kann sich die Familie nicht aussuchen. Aus seiner Perspektive zählt zunächst, dass jemand verlässlich da ist, der oder die Bedürfnisse adäquat erkennt und erfüllen kann. Erst wenn das Kind älter wird und die Fähigkeit entwickelt zu reflektieren, wie eine Familie aussieht, beginnt es, die verschiedenen Rollen in seiner Familie zu verstehen – zum Beispiel, dass es neben der biologischen Mutter auch eine Stiefmutter gibt. Aber letztendlich ist die Verbindung zu einem Menschen, der da war oder ist und durch den das Kind Fürsorge erfahren hat, ausschlaggebend – und nicht die Blutsverbindung.

Ein interessanter historischer Fakt ist, dass früher Stiefmutterfamilien häufiger waren, da Mütter oft früh verstarben und Väter wieder heirateten – eine Situation, die durch die damals höhere Müttersterblichkeit bedingt war. Heute sind Stiefvaterfamilien eher die Regel, oft als Folge von Trennungen oder Scheidungen.

Das einst sehr negative Bild von Stiefeltern hat sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. Die klassische Märchenerzählung der „bösen Stiefmutter“, wie sie in Geschichten wie „Aschenputtel“ und „Schneewittchen“ dargestellt wird, prägte lange Zeit das gesellschaftliche Bild. Stiefmütter wurden oft als kalt, lieblos oder gar bössartig wahrgenommen. Auch Stiefväter hatten historisch betrachtet kein durchweg positives Image; sie galten häufig als distanziert oder weniger liebevoll gegenüber ihren Stiefkindern.

Um diesen negativen Assoziationen entgegenzuwirken, wurde der Begriff „Bonuseltern“ eingeführt. Das Wort hebt die positive Rolle von Stiefeltern hervor und betont sie als zusätzliche Bereicherung für die Familie – nicht als Ersatz, sondern als Ergänzung. Gleichzeitig wird das Ideal der perfekten biologischen Elternschaft zunehmend hinterfragt. „Eine biologische Familie ist nicht automatisch eine liebevolle Familie“, erklärt Schmidt.

„Chosen Family“

Wenn wir über Familie sprechen, taucht immer wieder der Begriff „Chosen Family“ auf. Er beschreibt Beziehungen, die nicht durch Blutsverwandtschaft oder Ehe entstanden sind, sondern bewusst gewählt werden, um gegenseitige Unterstützung und Liebe zu teilen. Die amerikanische Anthropologin Kath Weston prägte das Konzept 1991 in ihrem Buch „Families We Choose“. Ursprünglich konzentrierte sie sich auf LGBTQ+-Personen, die abseits der heteronormativen Kleinfamilie neue Familienstrukturen schufen. Diese Wahlfamilien boten ihnen emotionale Sicherheit und Gemeinschaft, insbesondere dann, wenn sie von ihren biologischen Familien ausgeschlossen worden waren.

Auch die Geschichte der erwachsenen Frau, die ich heute bin, zeigt, wie solche gewählten Bindungen funktionieren können. 20 Jahre nach dem ersten Kennenlernen ist mein Stiefvater immer noch ein fester Bestandteil meines Lebens und widerlegt das alte Sprichwort: Blut ist in diesem Fall nicht dicker als Wasser.

PATCHWORK HÄUFIGER

Fast eine von zehn Familien

Im Jahr 2023 gab es in Österreich 62.100 Stief- bzw. Patchworkfamilien mit Kindern unter 15 Jahren. Das zeigen Statistiken des Österreichischen Instituts für Familienforschung (ÖIF). Bezogen auf die insgesamt 691.200 Paare mit Kindern unter 15 Jahren im Haushalt, beträgt der Anteil der Stieffamilien 9,0 Prozent. Der Anteil von Stieffamilien ist in nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern unter 15 Jahren (17,9 Prozent) höher als bei Ehepaaren mit Kindern in dieser Altersgruppe (6,5 Prozent). (NR)

HIMMELBLAU
BESTATTUNG

VORSORGE
& BESTATTUNG
11 x in Wien

Vertrauen im Leben,
Vertrauen beim Abschied

01 361 5000

www.bestattung-himmelblau.at
wien@bestattung-himmelblau.at